

(Nachdruck verboten.)

11)

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

Als ihr ganzer Viederschlag erschöpft war, hat jemand, Samuel möchte seine letzten Dichtungen deklamieren. Er sträubte sich lange, und erst als Frau Arkanoff hinter dem Samowar hervorsah und ihn mit einem bittenden Lächeln anblickte, stand er auf, trat in den Schatten und begann leise:

O Nächte der Knechtschaft, schlaflose, trauerreiche
Und sehnsuchtsvolle und alle einander gleiche,
O Nächte des hellen Glanzes, ihr sternenschönen!
Erstorbene Wünsche und du, verborgenes Sehnen,
Werdet auch ihr mit der neuen Freiheit
Wieder aufblühen in meiner Brust?

O Nächte, morgenlose, nie endende,
O Zeit der Verbannung, du schändende,
Die du in meinen Geist, der einst so rein,
Dein schlimmes düsteres Brandmal drücktest ein.

Denn die Seele, an der du einmal Gewalt verübt,
Nie wieder ihrer magdlichen Ruhe genießt.
Denn der klare Spiegel des Wassers ist getrübt
Von einem Stück Rot, das hineinfällt und zerfließt.

Denn die Seele, im Anmaß des eignen Weh's vergraben,
Kann keinen Teil mehr an fremdem Schmerz haben. —
Mag auch der Schlamm allmählich niederschlagen,
Der Grund des Quells wird stets seine Spuren tragen.

O mögen euch solche Nächte nie beschleichen,
Die Nächte der Verbannung, die trauerreichen.

„Ganz hübsch!“ lobte Arkanoff. „Ich sehe, Sie sind ein Dichter. Nur der Anfang muß noch ein wenig abgefeilt werden und hier und da ein Reim.“

„Ach, wie überwältigend traurig ist das alles! Ist das denn wirklich so?“ fragte Frau Arkanoff, indem sie die Anwesenden der Reihe nach ansah. Diese schwiegen. Endlich begann Tscherewin von dem „konferierenden“ Einfluß der Arbeit zu reden. Nach und nach nahmen auch die andern teil am Gespräch. Pietroff opponierte, Glikberg unterstützte ihn, und das Gespräch drehte sich wieder schwerfällig um das in Dschurdshajn ewig neue Thema des freien Willens, des Einflusses, den eine Persönlichkeit auf den Lauf der Geschäfte ausüben kann, der objektiven und subjektiven Wahrheit. Alexandroff nahm den Samowar vom Tische, um ihn wieder zu füllen. Krassuski legte Holz ans Feuer. Niehorski ging in die Speisekammer, um gefrorene Beeren, Butter und Fleisch zu holen.

Bald war es wieder hell und lebhaft in der Jurte, wieder dampfte der Samowar auf dem Tische, und Frau Arkanoff ordnete das Geschirr, indem ihre biegsame Gestalt anmutig hin und her schwebte. Aber in den Stimmen bebten keine stürmischen Töne mehr, die Müdigkeit übermannte die Anwesenden, die Beweisführungen schleppten sich schläfrig hin, die Antworten waren kurz und endlich sprach nur noch Tscherewin.

„Meine Herren, wir sollten doch endlich einmal die uns interessierende Frage gründlich untersuchen. Nur auf diese Weise machen wir jeden Streit ein für allemal unmöglich. Einen andern Ausweg giebt es nicht. Wir müssen die Sache an der Wurzel fassen,“ begann er im Rednertone. „In demselben Augenblick, in dem das Plasma sich in einem ihm zugehenden Willen zu bewegen anfängt und in seinen halb zweckmäßigen Bewegungen die ersten Funken eines bewußten Lebens auftreten, beginnt auch die Gestaltung des Intellekts. Anfänglich ist das einfach die sehr undeutliche, sehr primitive Fähigkeit, verschiedene Wahrnehmungen von einander zu unterscheiden. Diese Fähigkeit besitzt der ganze Körper des Plasmas. Der ganze Körper, das dürfen Sie nicht vergessen, meine Herren. Infolge günstiger und ungünstiger Umstände und einer eigentümlichen Verquickung zweckmäßiger und unzweckmäßiger Reaktionen bleiben nur entsprechend begabte Individuen am Leben, während andre zu Grunde gehen.

Auf diese Weise tritt die Differenzierung der Gefühle ein und ihre Stabilisierung durch Praxis und Vererbung.“

Arkanoff mußte schon mehrmals mit Gewalt ein Gähnen unterdrücken. Frau Arkanoff versuchte auf eigne Hand ein Gespräch mit Niehorski anzuknüpfen. Jan nahm seine Mütze und begann sich zu verabschieden. Nur Muzja hörte geduldig zu und sagte: „Ja.“ Auch Woronin schien zuzuhören, aber, den Kopf auf die Hand gestützt, schlief er schon halb.

„Sie sind gewiß müde . . . Doktor, Sie werden uns morgen Ihre interessante Theorie zu Ende erklären. Es ist schon spät. Morgen kommt Ihr alle doch wieder zu uns?“ fragte Niehorski höflich. Alle erhoben sich. Arkanoff suchte sein Gähnen nicht mehr zu verbergen.

„Sie haben einen schönen Pelz!“ sagte er zu Tscherewin, indem er dessen weite „Dochka“*) aus Renntierfell mit Bergrüben betrachtete.

„Und sie ist gar nicht teuer — fünfundzwanzig Rubel!“ antwortete dieser gut gelaunt.

„Das ist wirklich nicht teuer. Ich werde mir ein ähnliches Gewand zulegen müssen, denn der Frost versteht hier keinen Spaß. Hier soll ja der Kältepol sein. Es ist wirklich zu verwundern, daß es der russischen Regierung gelungen ist, solch ein verdamntes Loch ausfindig zu machen! Nun, Frauen, wo bleiben wir also?“

Alexandroff führte sie in sein Kämmerchen, das er schon ausgeräumt hatte. Mit Krassuski's Hilfe trug Arkanoff hinein, was im Augenblick nötig war. Während seine Frau mit vor Müdigkeit halb ohnmächtigen Händen einen Plaid über die Thüröffnung spannte, der die Thür ersetzen sollte, sah er sich in dem Stübchen um, gewahrte das schmale Bett, den engen Raum zwischen demselben und der gegenüberliegenden Wand, die niedrige, rauchgeschwärzte Decke, die Landkarte, zuckte die Achseln und warf seine Betten wieder zurück in das andre Zimmer. Er küßte seine Frau auf die Stirn und streckte sich neben Alexandroff auf die Erde. Bald herrschten Dunkelheit und Schweigen in der Jurte. Auf dem Herde nur schwebte ein schwacher Schein über den verglimmenden Kohlen; von Zeit zu Zeit fiel die Asche davon ab und ließ die rubinroten Augen der in der Tiefe verborgenen Blut aufleuchten. Jede Bewegung, jeder Laut war verstummt. Nur Krassuski konnte nicht einschlafen. Umsonst schloß er die Lider und versuchte seine Gedanken zu verschicken; sie kehrten immer wieder, regellos, von abenteuerlichen Bildern durchweht; das heiße Blut rollte ungestüm in seinen Adern; sein Herz pochte. Er fühlte, er würde sofort einschlafen, wenn er nur eine einzige Zeile lesen könnte, aber er getraute sich nicht, Licht zu machen, um die Gäste nicht zu wecken, und mußte sich von der nüchternen, brennenden Schlaflosigkeit weiter quälen lassen. Er hörte das mächtige Schnarchen Alexandroff's, das regelmäßige, aber tiefe Atemholen Arkanoff's, lauschte dem sanften Hauche der jungen Frau im anstoßenden Zimmer und wand sich von einer Seite zur andern, wie ein Fisch, den der Angelhaken gefaßt hat. Er war daher sehr erfreut, als aus der Küche ein lauter Seufzer Niehorski's zu ihm drang. Er stand auf und ging leise auf den Fußspitzen zu ihm.

„Schläfst Du nicht? Weißt Du: aber wir fliehen, wir fliehen ganz bestimmt,“ flüsterte er, indem er sich auf den Rand des Bettes setzte.

„Ich denke eben auch daran. Steh' die Füße unter die Decke, sonst erkältest Du Dich!“

Krassuski gehorchte und so plauderten sie halb liegend bis an den hellen Morgen.

7.

Einige Tage später trat Frau Arkanoff in großer Aufregung aus Alexandroff's Jurte.

„Sie fliehen! . . . sie fliehen! . . .“ wiederholte sie, über den See eilend. Sie spütete sich, denn ihr Mann wartete auf sie und war gewiß besorgt; sie war länger bei den Genossen geblieben, als sie beabsichtigte. Die Nacht war ziemlich hell, aber, in ihre Gedanken verloren, hatte sie nicht auf den Pfad geachtet und sah sich plötzlich zwischen unbekanntem, verwahrlosten Gebäuden. Dort flimmerte Licht und aus den niedrigen Schornsteinen stieg Rauch auf, aber sie fürchtete sich,

*) Pelz.

Wenn Wald und Moor brennen.

einzutreten und nach dem Wege zu fragen; sie fürchtete, in eine Schenke oder eine geheime Spielhölle zu geraten, in denen es gewöhnlich von Kosaken und Ansiedlern wimmelte. Sie blickte also um sich und versuchte zu erkennen, wo sie sei. Da gewahrte sie ganz in der Nähe, aber von einer andern Seite, die Jurte Alexandroffs, die sie eben verlassen hatte. Sie ging geradenwegs durch die hohen Schneehaufen darauf zu. In demselben Augenblick bemerkte sie auf dem blutroten Hintergrunde eines der erhellten Fenster des Hauses einen dunklen Flecken, der verschwand, als sie näher kam. Vorsichtige Schritte, die immer leiser wurden, entfernten sich in der entgegengesetzten Richtung.

„Sie werden belauscht! . . . Vielleicht ist schon alles verraten,“ dachte sie und trat atemlos in die Jurte.

„Sie spionieren Euch nach! Es war jemand am Fenster, ich hab's gesehen . . . Durch das Eis kann man jeden Laut hören.“

„Also Sie sind nur umgekehrt, um uns das zu sagen . . . Oh, wir wissen, daß wir belauscht werden. Wir haben schon mehrere Male Neugierige abgefaßt. Aber über „wichtige“ Sachen sprechen wir nur polnisch oder deutsch . . .“ sagte Michorski lächelnd.

„Und mit mir?“

„Oh, da hat niemand gehört!“ versicherte Krassuski. „Uebrigens können sie uns unser Vorhaben erschweren, aber nicht vereiteln. Jedenfalls haben Sie Dank. Wir werden uns bemühen, vorsichtiger zu sein. Die Zwiebade und das gedörrte Fleisch werden wir zu Jan bringen müssen,“ fügte Alexandroff hinzu.

Ihre Ruhe berührte sie angenehm. Sie knöpfte den Pelz ein wenig auf.

„Ach, wie heiß mir ist! Bitte, möchte mich nicht einer von Ihnen nach Hause begleiten. Ich habe mich verirrt, bin im Schnee umhergewatet.“

„Sie haben sich verirrt? Sie sind ja auch ganz atemlos und in Schweiß gebadet. Legen Sie ab und ruhen Sie sich ein wenig aus.“

„Das geht nicht. Artemij ist wahrscheinlich halb tot vor Angst: sein Kopf ist immer voll der fürchterlichsten Voraussetzungen. Und er kann nicht hinaus, denn er findet sich im Dunkeln nicht besser zurecht als ich. Vor ein paar Tagen hat er sich auf seinem eignen Hofe verirrt,“ lachte sie. „Also, wer von Ihnen will so freundlich sein?“

Krassuski nahm Pelz und Mütze.

„Hier kann man sich sehr leicht verirren, es ist dunkel, und was noch schlimmer ist, der Atem hüllt die Augen in Nebel,“ sagte der Jüngling sanft, indem er neben der Frau einherging. Aus seinen Bewegungen sprach so viel Kraft und Selbstbewußtsein, daß die Frau nur zu wohl fühlte, seine Worte hätten den Zweck, ihren Mann auf diese Weise zu rechtfertigen.

„In der That, der Pfad ist kaum zu unterscheiden. Als ich fortging, schien es mir nicht so dunkel zu sein, und die Sterne glänzten am Himmel,“ antwortete sie freundlich.

Krassuski sah sich aufmerksam um. Eine der wunderbaren Veränderungen war eingetreten, die immer stattfanden, wenn der Wind von Süden wehte. Sein warmer Hauch hatte die kalte, klare Winternacht warm und trüb und frühlingstweich werden lassen.

Neugierig wandte Krassuski den Kopf nach der Windseite hin und lauschte begierig auf die Verkünder des Ueberganges.

„Der Lenz! Der Lenz! . . . Der Schnee wird schwinden, die Wälder grünen, und dann werden auch sie ausziehen, um Abenteuer zu suchen und — die Freiheit zu erobern!“

Er hatte sich so in seine Gedanken vertieft, daß er nicht bemerkte, wie seine Begleiterin wiederholt über die Unebenheiten des Weges stolperte. Endlich hat sie selbst um seinen Arm. Er mätiigte seine Schritte, paßte seine Bewegungen den ihren an und eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander. Schräg aus der Dunkelheit fielen ihnen seine Schneeflocken auf Gesicht und Mund.

„Wann gedenkt Ihr denn aufzubrechen?“ fragte sie, indem sie sich ein wenig zu ihm bog.

„Wenn das Eis geborsten und die Wasser in ihre Ufer zurückgetreten sind. Sonst könnten uns die Flüsse unterwegs aufhalten.“

„Und Sie glauben an den Erfolg?“

Krassuski antwortete nicht gleich.

(Fortsetzung folgt.)

Die regenarmen Tage des diesjährigen Juli und August haben in Deutschland zu einer so ungewöhnlichen Zahl von Wald- und Moorbränden Veranlassung gegeben, wie sie die Statistik der Feuerschäden seit Jahrzehnten nicht aufweist. Im Oldenburgischen hat ein Brand von fast Wochendauer die Delmenhorster Heide schwer verwüstet, und noch an mindestens einem halben Dutzend andren Stellen brennt das Moor. Dem großen Waldbrand in den Staatsforsten an der Anhaltisch-preussischen Grenze sind über 5000 Morgen gut bestandener Forst zum Opfer gefallen. Das gleiche wird aus Hagenau im Niederelsaß gemeldet. Ein durch die Funken einer Lokomotive im Bunzlauer Stadtforst entstandener Waldbrand hat bis gegen Brintenau hin einen 3 Meilen langen Streifen Wald im Flächenmaße von 24 000 Morgen (also mehr als eine deutsche Quadratmeile) in Asche verwandelt. In Oesterreich und in Ungarn ist es nicht besser, und auch in Frankreich steht der berühmte Wald von Fontainebleau in hellen Flammen.

Waldbrände von solchem Umfange, bei denen Bestände im Werte von vielen Millionen vernichtet werden, sind für gewöhnlich nur eine Specialität Nordamerikas, Centralafrikas oder Australiens, wo Prairien, Savanne und der undurchdringliche Busch oft absichtlich angezündet werden, um die mühevolle Arbeit des Rodens zu erleichtern oder dem Boden durch die Pflanzenasche neue Düngstoffe zuzuführen. Bei uns aber sind sie in dieser Zahl und Ausdehnung eine große Seltenheit. Relativ am häufigsten ereignen sie sich noch im Frühjahr. Wenn auf einen schnee- und regenarmen Winter ein trockener und warmer März und April folgen, sind die abgefallenen Nadeln der Koniferen und das vorjährige dürre Blätterwerk der Laubbäume salztrocken. In den Stämmen ist der Saft noch nicht im Aufsteigen begriffen. Ein weggeworfenes, brennendes Streichhölzchen, die letzten glimmenden Reste eines Feuers, an dem Holzfäller ihr Mittagbrot wärmten, genügt dann, um das Boden- oder Lauffeuer entstehen zu lassen, aus dem sich schnell das die hohen Bäume zerstörende Wipfelsfeuer entwickelt.

Es ist nicht immer menschliche Nachlässigkeit und Bosheit, durch die solche Brände entstehen, bei dem außer dem wertvollen Holz auch große Mengen Wild und andre Tiere des Waldes zu Grunde gehen. Sehr häufig tragen, wie schon angedeutet, die Lokomotiven den Brand in die von ihnen durchfahrenen Forsten, obwohl ein breiter Schutzstreifen den Bahndamm von dem eigentlichen Waldbestande trennt. Wenn man bei Nacht den dichten Funkenregen beobachtet, der sich aus dem Schlot der Maschine wie ein feuriger Kometenschweif namentlich dann ergießt, wenn der Heizer neue Kohlen in den Feuerungsraum geworfen hat, ist man fast geneigt, sich zu wundern, daß nicht noch viel mehr Unglück, als thatsächlich der Fall ist, auf diese Weise entsteht. Zwischen dem Schutzstreifen und dem Waldgebiet zieht sich aber ein ziemlich tiefer Graben hin, der so tief ausgeworfen ist, daß die von Ästen und Wurzelwerk durchzogene Erdkrume bis auf den darunter liegenden vegetationslosen Boden eingeschnitten ist. Setzt nun auch wirklich, was vieltausendmal im Jahre vorkommt, ein Funke die ausgedörrte Pflanze des Schutzstreifens in Brand, so kann die Glut, wenn nicht ein starker Wind weht, nicht nach dem Wald überspringen. Recht gefährlich sind aber diejenigen Stellen, wo die Eisenbahn auf hohen Dämmen durch den Forst geführt ist. Die Funken aus dem Lokomotivschornstein, die namentlich bei Braunkohlenfeuerung sehr groß sind und lange nachglimmen, haben hier Gelegenheit, sich über eine weit größere Fläche auszubreiten und tragen bei heftigem Sturm das Feuer oft nach viele hundert Meter weit entfernten Orten.

Der reiche Harzgehalt der Nadelbäume macht die aus ihnen bestehenden Forsten für das Feuer weit empfänglicher als solche, wo Laubbäume vorherrschen. Die Forstwirtschaft sucht der Gefahr dadurch zu begegnen, daß sie die Anlage ausgedehnter Nadelholzwälder vom gleichen Alter vermeidet, Nadelholz- und Laubbaumbestände mit einander abwechseln läßt und den Wald mit einem dichten quadratischen Netz von Schneisen und Gestellen (das sind lange Linien, auf denen der Waldbestand gefällt ist), bedeckt, auf denen der Unkundige oft einen nach seiner Meinung recht zwecklosen und seine Wanderung störenden Graben entdecken wird, der ebenso wie die Schneise selbst den Zweck hat, die Verbreitung des Waldbrandes aufzuhalten. Man stellt besondere Feuerwächter an, verbietet das Rauchen von Cigarren und aus Pfeifen ohne Deckel und reinigt die Bodendecke von Schneisen und Schutzstreifen, von feuergefährlicher Vegetation. Aber eines Tages ist doch das Feuer da, und nun heißt es, mit Aufgebot aller verfügbaren Hilfskräfte den Boden auf tausende von Metern hin in einem 3 bis 4 Meter breiten Streifen abzustechen und die Flammen, die herüberschlagen, auszudrücken. Gegen Wipfelsfeuer hilft nur das umständliche und mühevolle Abholzen breiter Streifen. Ein ganz verzeufeltes Mittel aber ist es, wenn der Brand in einer bestimmten Richtung weiterstreitet, ein beträchtliches Stück vorher ein Gegenfeuer, das man beherrschen kann, anzulegen, damit der Waldbrand, wenn er bis an diese Stelle vorgeschritten ist, dort keine weitere Nahrung findet und erlischt.

Wahrhaftig unheimlich ist ein Moorbrand zu einer Zeit, wenn durch lange Trockenheit der Stand des Grundwassers bedeutend gesunken ist. Hier hilft meistens nur ein andauernder und ausgiebiger Regen. Während oben die mit Erde vermischten Moorschichten sich in Asche verwandeln, frißt die Glut in die Tiefe weiter bis dorthin, wo die natürliche Bodenfeuchtigkeit ihr eine unübersteigliche Schranke setzt. Ein solches brennendes Moor hat

eine Neulichkeit mit einem Lavafelde, dessen Oberfläche bereits erstarrt ist, während in den tieferen Schichten noch alles glüht. Wehe dem Unvorsichtigen, der seinen Fuß auf die verräterische Aschendecke setzt!

An den Südbhängen der Alpen finden die meisten Waldbrände im Frühjahr statt. Bei einem nächtlichen Aufstieg zur Ann, den der Verfasser dieser Zeilen vor einer Reihe von Jahren in den obersteirischen Alpen unternahm, mußte der Grund eines Thales traverstiert werden, dessen eine Seite von hohem Forst bestanden war, während der entgegengesetzte Berggang bis auf einige hundert bestreut stehende Tannenbäume sahlgeschlagen und von hohem Graswuchs besetzt war. Am Bachbett brannten, fast verlöschend, die Lagerfeuer einiger Holzfäller, die hier über Nacht im Freien kampierten. Plötzlich setzte der Wind ein. Um eines der Feuer loderte es hell auf. Mit unfassbarer Geschwindigkeit züngelten die Flammen an der dünnen Bergwand empor. Das Lauffeuer war zwar im Zeitraume einer kurzen Viertelstunde heruntergebrannt. Nun aber loderten zum Sternenhimmel wie Niesenfadeln die brennenden Tannenbäume empor, eine packende Illustration zur Walpurgisnacht im ersten Teil von Goethes Faust, wo zu seinem Feste Herr Mammon prächtig den Palast erleuchtet. — Curt Vogt.

Kleines feuilleton.

tr. Die Schlange. „Hu! Hilfe!“ Professors Hausmädchen that einen entsetzten Sprung und retirierte hinter die Hofthür.

Frau Schneider, im Begriff, auf einen über der Stange hängenden Teppich loszuschlagen, lehnte sich blitzschnell mit hochgehobenem Klopfer um: „Hurrjeh!“ Sie stand wie versteinert.

„Ich schob aus einem Parterrefenster die Glaze des Hauswirts: „Wer schreit denn da? Was ist los?“

Professors Hausmädchen steckte die blasse Nase hinter der Hofthüre hervor: „Da kraucht sie ja! Hu, was für'n Vieh! Dicht unter Ihrem Küchenfenster! Da! Ins Gras! Bei die Rhabarberstaude.“

Die Augen des Hauswirts suchten, während er knurrte: „Wo kraucht's? Was kraucht?“

„Eine Sch—Sch—Schlange!“

„Eine — Schlange?! Eine Schlange in meinem Hause?“ Seine Augen erweiterten sich immer mehr. Plötzlich verschwand die Glaze. Gleich darauf wurde sie wieder sichtbar. Auf der breiten Nase des Wirtes saß jetzt ein goldener Kneifer, der funkelnd das Terrain unterhalb des feillich gelegenen Küchenfensters relognoscierte.

„Soll ich ihr bottschlagen?“ fragte Frau Schneider, die sich allmählich aus ihrer Erstarrung befreite, und schwang drohend den Teppichklopfer, während sie sich vorsichtig am Hause entlang hinter die Hofthür zurückzog.

„Um Gottes willen, Frau Schneider!“ Das Hausmädchen hielt sie am Rod fest — eine überflüssige Vorsicht. „Schlangen beißen.“

„Haben Sie sich auch nicht geirrt, Liese?“ zweifelte der Hauswirt. „Wie soll denn eine Schlange — — halt!“ Er bog sich jäh vornüber. „Da bewegt sich wirklich etwas!“

Auf dem meterbreiten Rasenstreifen, der sich am Hause entlang zog, unter den Blattgewächsen raschelte es, und ein grauschwarzer, länglicher Streifen wurde undeutlich sichtbar.

„Groß ist sie nicht,“ konstatierte der Hauswirt. „'n Meter lang und dick wie 'n Kinderarm. Wo mag denn nur dies Vieh hergekommen sein?“

„Vielleicht aus 'n Zoolog'schen ausgerückt,“ riet Frau Schneider, „der is ja dicke hierbei.“

„Am Ende 'ne junge Niesenschlange,“ bibberte Liese.

„'ne Niesenschlange?“ Neben der Glaze des Hauswirts zeigte sich das sehr interessierte Gesicht eines Zwölfjährigen. „'ne Niesenschlange? Ich schieke sie tot, Papa!“

„Daß Du Dich unterstehst, Emil!“

Emil war schon fort und erschien gleich darauf mit einer Kinderflinte bei den geängstigten Frauen in der Hofthür: „Man keine Angst,“ sagte er beruhigend. „Das hier ist mit Volzen geladen. Wenn sie so ein Ding an den Döz kriegt, hat sie genug!“ Er trat vorsichtig einen Schritt vor.

„Halten Sie den Jungen fest!“

Beide Frauen griffen zu. Unnötigterweise. Denn Emil dachte nicht daran, sich weit hinauszuwagen. Aber er sagte: „Ja, wenn Ihr ein' festhaltet!“

„'ne Schlange hat Giftzähne!“ erklärte das Hausmädchen. „Damit beißt se und alle is es mit Dir.“

„Oder sie wickelt sich um ein'n rum, zerbricht ein'm de Rippen oder drückt ein'n die Kehle zu,“ ergänzte Frau Schneider. „Id hab's mal gelesen.“

„Oh,“ sagte Emil. „Wo ich die Flinte habe!“ —

„Ist denn der Portier nicht da!“ ärgerte sich der Hauswirt. „Meier! Meier!“

Meier war längst unterrichtet, denn das Fenster der Portierstube stand offen. Aber er hatte es für amüsanter gehalten, den Gang der Dinge hinter der Gardine zu beobachten. Jetzt steckte er vorsichtig den Kopf heraus: „Ist was, Herr Straube?“

„Bringen Sie mal die Schlange vom Hof!“

„Die Schlange?“ Meier schien außerordentlich begriffstugig. „Eine Schlange, Herr Straube?“

„Ja wohl! Eine Schlange!“

„Ich kriege sie schon!“ Emil fürchtete um seinen Ruhm zu kommen, legte an, kniff ein Auge zu und drückte mit zitterndem Finger ab.

Klirr! Klirr! Es kimperte wie von zerbrochenem Glase.

„Ich glaube, die ist fertig!“ erklärte Emil hochaufatmend.

„Ja! Ein Kellerfenster hast Du zerhossen, dummer Junge! Meier, thun Sie Ihre Pflicht, ehe noch mehr Unheil geschieht.“

Meier lehnte noch immer im Fenster und schüttelte bedenklich den Kopf: „Auf die Schlangenjagd bin ich nicht gerächt, Herr Straube.“

„Angst haben Sie!“ spottete der Hauswirt. „Angst! Pfui Teufel! So'n alter Kriegsveteran von siebzig! Und traut sich nicht an so'nen Bumm 'ran.“

„Ein ziemliches Dieb von Bumm!“ meinte Meier und zog die Augenbrauen hoch. „Siebzig? Ja, siebzig, da war's 'n ehrlicher Feind. Aber 'ne Schlange, wo verborgen in's Gras liegt und ein' in die Baden beißt — haste dich gesehn, ehe man sich's versieht — und denn an Blutvergiftung sterben — nee, Herr Straube, das is kein Tod für 'n ehrlichen Soldaten.“

„Tod! Was heißt Tod! Feiglinge seid Ihr — alle miteinander!“ Die Glaze rötete sich.

„Oh!“ schrie Emil. „Aufgepaßt, jetzt!“ Er drückte vor neuem ab.

Klirr, Klirr!

„Hörst Du mit der verdammten Schieberei auf, Bengel!“

„Komisch,“ sagte Emil, „es trifft immer, wo es nicht soll.“

„Ich wer' man die Feuerwehr holen“, bemerkte Meier.

„Nee“, Frau Schneider strahlte vor Freude über den glücklichen Gedanken, „wenn man 'n Hundefänger abfassen könnt'. Der schmeißt ihr einfach 'ne Schlinge über'n Hals und schnürt ihr die Kehle zu.“

„Oh.“ Emil machte ein gelehrtes Gesicht. „Sie meinen 'nen Lasso, Frau Schneider. Das kann ich auch.“ Er sprang schnell in die Wohnung und kam mit einer dünnen Waschleine zurück, in die er eine Schlinge knotete. „Jetzt paßt mal auf!“ Ein Wurf. Emil zog den Lasso zurück — jetzt haben wir sie!“

„Eine Rhabarberstaude hast Du, infamer Junge!“ Die Glaze ging in violette Färbung über. „Und einen Rosenstod abgebrochen! Dummiert mir der Bengel den ganzen Garten!“

Emil untersuchte seinen Fang. „Vorhin war sie da unter. Jetzt nicht. Es ist 'n ganz schlaues Vieh.“

„Schlangen sind überhaupt listig,“ belehrte ihn Liese. „Mein Herr, der Professor, hat auch welche in's Aquarium.“

„Dann stammt sie gewiß aus Ihrer Wohnung!“ wütete Straube.

„Ich werd'n neuen Paragraphen in'n Mietkontrakt aufnehmen. Man ist ja nicht mehr des Lebens sicher in seinem eigenen Hause. Schließlich hält sich noch einer Löwen und Leoparden auf'm Hängboden!“ Er äugte hinab. „Sie rührt sich nicht mehr wie's scheint.“

„Ist sie tot?“ Meier machte Anstalt, hinauszugehen.

Aber Emil hatte schon den Teppichklopfer aus Frau Schneiders Hand genommen und schlich sich auf den Zehenspitzen über den Hof. Diese Tollkühnheit machte alle Gesichter erstarren. Liese gab einen halb unterdrückten Schrei von sich.

„Pst!“ flüsterte Emil mit schredlicher Miene, „sie schläft! Keinen Laut — oder ich bin verloren!“

Das hatte er aus einem Indianerbuch.

Dann knatschte es. Wieder und wieder sauste der Klopfer hinab. Emils Augen blitzten vor Mordlust. Bis ein unkennlicher Drei zu seinen Füßen lag und kein aufrechtstehender Halm mehr im „Garten“ zu erblicken war.

„So!“ Emil warf den Klopfer fort und steckte die Hände in die Hosentaschen. „Die hat genug!“

„Ein tapferer Junge!“ —

Vom Küchenfenster der Straubeschen Wohnung kam ein Schrei der Ueberraschung: „Wo ist denn der Aal?“ Die Köchin streckte den Kopf zum Fenster hinaus. „Der Aal is ausgerückt! Ich hatt'n doch hier in der Schüssel auf's Fensterbrett!“

„Verflucht!“ ächzte Straube.

Und Emil wurde blutrot und sagte böse: „Na ja! Ru soll's mit einmal 'n Aal gewesen sein!“ —

— „Helf Gott, daß 's wahr ist!“ Ueber eine Scene beim Wiener Bezirksgerichte Leopoldstadt berichtet die „Wiener Morgenzeitung“. Gegenstand: Eine stürmische Ehrenbeleidigungs-Verhandlung. Der Richter muß eben den ersten Zeugen darüber vernehmen, ob er außer dem der Privatklägerin gewidmeten „Schlappen“ auch noch „Fetzen“ gehört habe, und macht zum erstenmale die düstere Wahrheits-erinnerung.

„Wenn Sie die Unwahrheit sagen würden, würden Sie das Verbrechen des Betruges begehen, das mit mehrjährigem schweren Kerker bedroht ist!“

Dieser Vorhalt, den der Zeuge mehrmals durch ein ergebnes „Weiß ich!“ unterbrochen hat, hat den Erfolg, daß der Mann mit steinerweicher Ausführllichkeit die Mysterien verschiedener Familienverhältnisse enthüllt. Der Richter macht jedoch die Bemerkung, daß der Zeuge sich in Widersprüche verwickelt, und fordert ihn auf, vorsichtig zu sein.

Zeuge: „I sag' die Wahrheit, Herr Richter, i sag' die Wahrheit.“

Der Richter will etwas erwidern, aber sein Gesicht verzieht sich zu einem Lächeln, das in ein heftiges Niesen ausgeht. „Gatschi,

Gatschi, Gatschi!" tönt es. Ein Leuchten geht über das Gesicht des gekränkten Zeugen, der nun ausruft:

"Seg'n S', Herr Richter, daß i d' Wahrheit g'red't hab'. Helf' Gott, daß 's wahr ist!"

Der Richter macht einen vergeblichen Versuch zu protestieren. Immer wenn er beginnen will, stört ein neues „Gatschi, Gatschi, Gatschi!" die Aufklärung, die dem Aberglauben des Zeugen zuteil werden soll. Erst nach einer Weile konnte die Verhandlung ihren Fortgang nehmen. —

k. Der litterarische Stoßseufzer eines Schneiders. Ein New Yorker Schneider beschwert sich in einer amerikanischen Zeitung bitter darüber, daß die Herrenkleidung jetzt in den Romanen so selten beschrieben werde. Die Damenschneider lämen auf ihre Rechnung, aber für die Schönheit eines Herrenanzuges hätten die heutigen Romanschriftsteller kein Verständnis. Mit welcher Liebe und Andacht hätten doch Dickens und Thackeray die eleganten, mit großen Knöpfen gezierten Weinkleider, die in allen Farben des Regenbogens strahlenden Westen ihrer Helden beschrieben. In Bulwers „Pelham" werden wir bis ins Kleinste über die Toilette eines jungen Herrn unterrichtet. Daß das jetzt anders geworden, daran seien die Frauen schuld, die allmählich immer mehr die Schriftstellerei beherrsichten und natürlich größeres Interesse an der Damenmode hätten. Seit den Romanen der George Eliot sei das Unglück hereingebrochen; sie scheine die männliche Kleidung für etwas Minderwertiges gehalten zu haben, und heute beschreibe man fast gar keine Herrenanzüge mehr. „Wahrlich, das muß man unsrem ehrlichen Handwerk zugestehen," so schließt der gekränkte Schneider, „der Herrenschneider ist in letzter Zeit von der Dichtung arg vernachlässigt worden und das muß anders werden." —

Völkerkunde.

cl. Auf dem Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Stuttgart machte Dr. A. Plagemann Mitteilungen über chilenische „Pintados" (Felsenmalereien). Durch das weite hispano-amerikanische Sprachgebiet finden wir auf einzelnen Felsblöcken, an glatten Bergwänden, in Höhlen oder auf Verglehn im Verwitterungsboden in verschiedener Technik ausgeführte, als „Pintados" bezeichnete Felsenmalereien, von denen speciell die chilenischen noch nicht gesammelt worden sind. Früher glaubte man, das Vorkommen von Pintados sei ganz ausschließlich an das unwirtliche Andengebiet gebunden; indessen sind sowohl im Süden, als auch im Norden von Chile Felsritzungen und andre Zeichnungen auch in der Küstendörflere nachgewiesen worden. Ueber das Alter aller dieser Pintados sind wir vollkommen im unklaren. Es fehlt jeglicher Anhaltspunkt. Vergebens suchen wir in den ältesten Berichten der spanischen Eroberer nach einer ersten Erwähnung dieser sicherlich auch den Conquistadoren befremdlich erscheinenden Malereien. Man hat aus diesem Umstande, der darauf hindeutet schien, daß die Kenntnis der Bedeutung der Zeichen verloren gegangen war, als das Reich der Intas zertrümmert wurde, den Pintados mit Vorliebe ein hohes Altertum zugeschrieben. Es mag namentlich unter den Petraglyphen einige sehr ehrwürdige geben, offenbar sind aber auch ganz neue unter ihnen. Sobald man sich mit diesen rätselhaften Bildern etwas achtbarer beschäftigt, befestigt sich die Ueberzeugung, daß diese Menschen-, Tier- und geometrischen Figuren, die verschiedenen Symbole (als Mond, Sonne, Frosch, Schlange), ja daß selbst die phantastischen Schnörkel in Verbindung mit zum Teil recht anmutigen Ornamenten, daß selbst diese Produkte primitiver Kunst zwar nichts mit den Hieroglyphen gemein haben, ebensowenig inschriftliche Mitteilungen in unsrem heutigen Sinne sind, daß sie aber ganz entschieden etwas Bestimmtes bedeuten: Ideen, gewisse Vorstellungen, einfache Begriffe, die den Zeitgenossen ihrer Entstehung ohne alle Frage verständlich waren. Da, wo es sich um Zeichnungen handelt, welche in der Vergeinsamkeit hundert Fuß lange Felsenwände bedecken, oder gar um solche, deren einzelne Figuren — wie bei Pintados in der Pampa del Tamarugal — hundert und mehr Fuß im Durchmesser halten und Kilometerweit die Verglehn in einer trockenheißen Salzüste bis etwa 1000 Fuß über dem Niveau der Ebene verzieren, liegt es auf der Hand, daß solche Pintados mit den in den meisten Fällen dabei liegenden „gentilares" (Begräbnisplätzen der Indianer) in enge Verbindung gebracht werden müssen. Niedner unterscheidet sechs Typen, von denen besonders hervorzuheben sind die Pintados jener Gegenden, in denen die Verwitterungsbede stark mit größeren Steinen durchsetzt ist. Hier sind die Pintados hergestellt durch Steinversetzung, d. h. durch Forträumen der dunkelfarbigen Steine von den abgesteckten Flächen, auf denen alsdann die hellere Farbe des Grundes in die Ferne wirkt. Dieser allein schon wegen der beobachteten Technik der interessanteste Typus ist fast unbekannt, obgleich schon einige Male von verschiedenen Reisenden über ihn berichtet wurde. Ihm gehören die riesigen Pintados von der nach den Zeichnungen Pintados benannten Lokalität (in Tarapacá in der Pampa del Tamarugal) an. Sowohl die in schönerem, einfacherem Stil gehaltenen Zeichnungen, als die auf der andren Seite des Verglehn liegenden Gentilares (Begräbnisplätze der Indianer) sind arg bedroht: die Figuren durch das Abgraben der als unheilhaltigen Erde, die Begräbnisplätze durch den Vandalismus der Arbeiter aus den benachbarten Salpeterwerken und andren industriellen Betrieben, die, wo sich immer eine Spur der Anwesen-

heit einer älteren Bevölkerung zeigt, auf der Suche nach dem großen Inlaskah das Unterste zu oberst lehren. Oertlich also offenbar an Kultstätten gebunden, dürften diese Pintados für die jedenfalls präkolumbischen Indianer (wenn vorinkaischen) ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt haben, welche die Monumente oder die religiösen Inschriften auf Grabsteinen der Friedhöfe für uns besitzen. —

Humoristisches.

— Warnung. Der Kleine Willi (zum Onkel, der eben einen Däsen malt): „Du, Onkel, da kommt einer vom Tier-schupverein!" —

— Aus Erfahrung. Chef (zu seinem Comptoiristen): „Am Noß fehlen einige Knöpfe! Die Schuhe sind nicht gepußt! Sie kommen ja ins Bureau, als ob Sie schon verheiratet wären!" —

— Mißverstanden. Richter (zum Angellagten): „Sie sollen den Kläger einen Trottel genannt haben. Ist das Thatsache?" Angeklagter: „No, freilich is er aner!"
(„Reggendorfer Blätter.")

Notizen.

— „Der Weiberkönig" ist der Titel einer neuen Ausstattungssoppe, mit der das Thalia-Theater gegen Mitte September eröffnet werden wird. —

t. Eine Erforschung von Island. Die dänische Regierung hat beschlossen, eine genaue wissenschaftliche Untersuchung von Island und den Farnern vornehmen zu lassen. Die Geologie, die Tier- und Pflanzenwelt der Inseln sollen von Sachverständigen erforscht und ihre Ergebnisse auf Kosten der Regierung veröffentlicht werden. Man beabsichtigt mit der Ausführung des Plans sofort zu beginnen und hofft die gesamten Arbeiten in etwa drei Jahren zum Abschluß bringen zu können. —

— Prähistorische Wohnstätten aus der Hallstädter Periode und eine slavische Wohnstätte mit Mählfelsen, bronzenen Messern, Nadeln und Ringen wurden in Olschen und Zschelwitz (Schlesien) entdeckt. In Rossen fand man eine prähistorische, wohl 2000 Jahre alte Eisenschmelze und in Amersdorf zehn prähistorische Gräber. —

— Die Kaspiische Seeschwalbe auf Sylt. Auf Ellenbogen, der nördlichsten Landzunge unsrer Insel, hat sich seit langer Zeit die kaspiische Seeschwalbe (*Sterna tschegrava*), deren Heimatgebiet sonst im südöstlichen Europa liegt, häuslich niedergelassen. In früheren Jahren brütete sie außerdem noch an etlichen Stellen der deutschen Ostseeküste. Auf Ellenbogen ist eine ganze Kolonie vorhanden, deren Bestand auf 20 bis 25 Paare geschätzt wird. Als der Ornithologe Rammann zuerst im Jahre 1819 jene Kolonie besuchte, zählte er noch an die 300 Paare, seitdem aber hat die Zahl von Jahr zu Jahr abgenommen. Da die Nester der *Sterna tschegrava* unter der ständigen Aufsicht der beiden auf Ellenbogen stationierten Feuerwärter stehen und übrigens von den sogenannten „Eierdieben" nur ganz selten ausgenommen werden, so dürfte der bedauerliche Rückgang der Kolonie wohl zur Hauptfache auf den zunehmenden Verkehr in diesem Teile der Insel zurückzuführen sein. („Nerthus.")

e. Ein Land mit 147 Sprachen. In Britisch-Indien giebt es 147 verschiedene Sprachen, nicht etwa nur Dialekte. Diese Thatsache stellt G. A. Grierson auf Grund der Volkszählung des Jahres 1901 in der „Asiatic Quarterly Review" fest. Die Sprachen verteilen sich auf große Sprachfamilien wie folgt: Malaiisch-polyynesische Familie (7831 Personen, die die Sprache sprechen); Indo-chinesische Familie (11 712 299); Mundas-Familie (3 179 275); Dravidische Familie (56 514 524); Indo-europäische Familie: Arier, Franier, Indo-Arier (221 157 673); Semitische Familie (42 881); Hamitische Familie (5530); nichtklassifizierte Sprachen (346 150). Die aufgezählten ergeben eine Bevölkerung von 292 966 163 Personen. Die Gesamtbevölkerung von Britisch-Indien beträgt über 294 Millionen; aber bei den in der Aufzählung fehlenden Personen war die Sprache nicht festgestellt. —

o. Das älteste Schiff Europas, vielleicht der ganzen Welt, besitzt nach einer englischen Zeitschrift Schweden in dem Schooner „Emanuel", der 1749 gebaut wurde. Er war erst ein Kaperschiff und wird jetzt noch im Holzhandel verwendet. —

— Auf allen Schweizer Universtitäten studierten im letzten Winter 1854 Medizin, darunter waren 763 männliche und 891 weibliche Studenten, unter den letzteren vorwiegend Russinnen. —

— Die Münchener Architekten haben eine Vereinigung gebildet, die den engeren Zusammenschluß aller ihren Beruf künstlerisch ausübenden Architekten bezweckt zum Schutze ihrer Arbeit und zur Hebung ihres Ansehens. Von der Mitgliedschaft ausgeschlossen sind Unternehmer und deren Angestellte. —